

Lachen ist eine ernsthafte Angelegenheit

Vom Publikum geliebt, von den Kritikern oft herabgesetzt, von den Kulturförderern gern übersehen, und dennoch vergeht ihnen das Lachen nicht: die komischen Autoren in der Schweiz.

Von Christine D'Anna-Huber

Ein Mann tritt auf die Bühne, allein, fängt an zu sprechen. Sekundenbruchteile später schlägt ihm donnerndes Lachen entgegen. «Es ist, als wäre man ein Dirigent und das Publikum ein Orchester», sagt der legendäre Komiker Emil, «ein wahnsinniges Gefühl.» Massimo Rocchi, zurzeit der wohl berühmteste Berner, meint: «Jeder Mensch will von seinen Mitmenschen geliebt werden. Der Komiker



© Niccolò Steinberger

Emil

wählt den Weg des Lachens, um für sie zur unverzichtbaren Unnötigkeit zu werden.» Zusammenhänge durch Lachen spürbar zu machen, erklärt der Autor, Regisseur und Schauspieler Philippe Cohen, könne zum Lebensentwurf werden. Womit wir bei der Feststellung angelangt wären: Dem Komiker ist Komischsein ein Bedürfnis.

Doch was braucht es, um Lachen hervorzurufen? Kann man lernen, wie ein komischer Text aufzubauen, wie er vorzutragen ist? «Es ist kein gewöhnlicher Beruf und daher auch nicht lernbar», sagt der überaus erfolgreiche François Silvant, der seine erste Show vor zwanzig Jahren deshalb schrieb, weil er arbeitslos war. Nach bald vierzig Jahren Bühnenerfahrung als Kabarettist kann der Oltner Schriftsteller und Musiker Franz Hohler die Frage noch immer nicht beantworten: «Wenn es ein Rezept gäbe, dann gäbe es auch mehr Komiker», sagt er. «Es ist auf alle Fälle Arbeit», urteilt der Zürcher Komiker und Kolumnist Lorenz Keiser, «und es unterscheidet sich von der ernsten Form nur dadurch, dass es messbar ist. Ich kann niemandem vormachen, er habe jetzt gerade gelacht.»

Doch Arbeit fasst als Erklärung zu kurz: «Ein Komiker, der sich Mühe gibt, ist kein Komiker mehr», warnt Rocchi. «Lachen ist fragil», sagt der Lausanner Humorist Lova Golovtchiner, der aus über dreissigjähriger Theatererfahrung weiss, dass ein Text nicht jeden Abend die gleichen Reaktionen hervorruft. «Man kann Atemtechnik und Textaufbau studieren, eine Sprechschule absolvieren, seine Körperbeherrschung perfektionieren», bemerkt Emil maliziös, «aber ein Emil hat auch Erfolg.» Charles Lewinsky, der als einer ▶



François Silvant



Philippe Cohen in *Le Cid improvisé*

renommiertesten Serienschreiber des Deutschschweizer Fernsehens die Kniffe des Metiers gewiss beherrscht, gibt zu bedenken: «Intuitiv erkennen, was Lacher auslösen kann – das spürt man... oder eben nicht.»

Beobachten aus der Distanz

Komiker – dies eine weitere Feststellung – beherrschen also offenbar gewisse unlernbare Regeln. Und dieses Können wurzelt in ihrer Persönlichkeit. Für Niccel Steinberger, die ihr Studium mit einer Magisterarbeit über das Lachen und Weinen der Clowns abgeschlossen hat und als Ehefrau von Emil weiterhin täglich ein Studienobjekt zur Hand hat, stammen Komiker nicht selten aus einem konventionellen Umfeld, seien ständig ermahnt worden, ja nicht unangenehm aufzufallen. Und hätten deshalb gelernt, die Reaktionen der andern genau zu analysieren. Auch Philippe Cohen sieht im Komiker einen Menschen, der sich lieber im Hintergrund hält und zusieht. Der Winterthurer Autor und Kabarettist Viktor Giacobbo, dessen Satiresendung *Viktors Spätprogramm* während dreizehn Jahren am Deutschschweizer Fernsehen lief, meint: «Irgendwann muss man im Leben einen Standpunkt einnehmen. Die einen gehen in die Politik oder werfen Scheiben ein. Andere wählen die Komik.»

Womit wir bei einem heiklen Punkt angelangt wären: Gewiss hält Komik dem Zeitgeist einen Zerrspiegel vor. Doch tut sie es nach der Art der Introvertierten, der Bescheidenen, der zurückhaltend Höflichen. Sie begnügt sich damit, ein kurzes Schlaglicht auf den brüchigen Untergrund der Dinge zu werfen. Legt den Finger auf wunde Punkte, bietet aber gleichzeitig die Möglichkeit, aufkommende Betroffenheit in Gelächter aufzulösen. Und sie tut es bewusst: «Es geht mir nicht darum, dass die Leute nachher ihren Stimmzettel anders ausfüllen», sagt Philippe Cohen. «Der Komiker hält Distanz», bestätigt der Texter und Regisseur Markus Köbeli, der namentlich für Viktor Giacobbo schreibt, «wer Tragödien verfasst, der lässt sich von seinem Gegenstand vereinnahmen.» An dieser Distanz nähren sich sowohl der ungeheure populäre Erfolg als auch die ständige Unterschätzung der Komik. Sie kann unverbindlich wirken. Dabei ist sie nur weise. Doch dazu später.

Denn noch sind wir bei den Regeln. Zu den unbewusst beherrschten kommen die lernbaren Prinzipien. Sie bestimmen, wie ein Gag aufzubauen, wann eine Pointe zu setzen ist. Sie gehen von der Beobachtung aus, dass der Mensch über Kontraste lacht, über den unerwarteten, unfreiwilligen Zusammenstoß von Gegensätzen. Der französische Philosoph und Nobelpreisträger Henri Bergson hat in seiner Arbeit über das Lachen im Jahre 1900 die Formel geprägt: «Le comique, c'est du mécanique plaqué sur du vivant.» Komik ist der Einbruch des Lebendigen in einem mechanischen Ablauf. Das kann die altbewährte Bananenschale sein, auf der ein Passant ausrutscht. Bei Massimo Rocchi ist es der Italiener, der sich mit den Tücken des Berndeutschen herumschlägt. Oder der respektlose Witz, über den man seinen festen Überzeugungen entgegen lachen muss, weil er durch seine Lebendigkeit hinterrücks die Mechanik vorgefasster

Denkmuster durchbricht. Lachen müssen wir über die unerwartete Abweichung, die Abzweigung vom vorgezeichneten Weg, den Abbruch von etwas Begonnenem. Lachen müssen wir über die Fallhöhe: wenn etwas Grosses ganz klein gemacht, etwas Mächtiges schwach wird, etwas Würdiges dem Spott anheimfällt. Wenn beispielsweise Franz Hohler einen *Schubert-Abend* – Inbegriff der seriösen Unterhaltung für musische Geister – mit einem fürchterlichen Sturz auf die Bühne beginnt. «Die Art, wie das Unerwartete eingesetzt wird», sagt Hohler, «dort fängt die Kunst an.»

Wahre Kunst munkt im Dunkeln

Ist Komik also Kunst? Die meisten Kritiker sprechen säuerlich von Kleinkunst. Es stört sie, dass Komik meist auf Anhieb verstanden wird und keiner Vermittlung bedarf. Nasenrümpfeffekt nennt das Charles Lewinsky. Popularitätsverdacht sagt Franz Hohler. Denn Lachen ist volksnah. «Sich zusammentun und lachen ist ein gemeinschaftstiftender Akt – je grösser ein Publikum, desto herzlicher wird gelacht», weiss die Freiburger Schauspielerin Anne-Marie Yerly, Verfasserin zweier komisch-nachdenklicher One-Woman-Shows. Und weil Lachen volksnah ist, wird es automatisch dem Unterhaltungsbereich zugeordnet. Während eine Tragödie a priori der erhabenen Kultursparte zugerechnet wird – und sei sie noch so schlecht.

Diese Geringschätzung der komischen Künste hat besonders im deutschen Kulturraum Tradition: «Der Dünkel der Denker bevorzugte stets das Dunkel», notierte bereits Erich Kästner und meinte damit Tragik, Leiden und Weltschmerz. Er wusste auch, warum: «Denn nur im Dunkeln sah man ihr kleines Licht leuchten.» In frankophonen Gefilden sei's nicht besser, klagt Philippe Cohen und sieht den Dünkel der Feuilletons mit der Tiefe

Franz Hohler in *Schubert-Abend*



© Klaus Henrich



Anne-Marie Yerly in *De et par*

Foto: Pénélope Henriod

der Provinz wachsen: Nicht selten werde ein Stück in der Westschweiz überhaupt erst nach einer erfolgreichen Pariser Tournee wahrgenommen. Lova Golovtchiner, dessen Lausanner Theater «Boulimie» jahrelang von der Lokalpresse totgeschwiegen wurde, hat erlebt, dass Komik oft völlig ausserhalb der Presse existiert. Was die Kritiker natürlich zusätzlich ärgert.

Einzig Massimo Rocchi stört sich nicht daran, nicht als Künstler, sondern als Kunsthandwerker wahrgenommen zu werden. Der Platz des Komikers sei nun einmal an der Seite des Königs, gibt er zu bedenken: «Wir sind Katzen, welche die Abfallsäcke der Welt zerreißen und daraus mit etwas Glück wunderbare Sachen fischen», sagt er, «Engel ohne Flügel, Sterne, die eines Tages erlöschen. Aber ernstgenommen werden müssen wir nicht.»

Lachen hat seinen Preis

Nicht ernstgenommen zu werden hat in dieser schnöden Welt allerdings ganz handfeste Auswirkungen. Komiker leben nicht gross von der öffentlichen Hand. Besondere Mühe hat, wer Gelder für komische Filme sucht. Doch allgemein tun sich Komiker schwer damit, ernsthaften Gremien zu beweisen, dass sie Hilfe dabei bräuchten, umwerfend lustig zu sein. Diese Ablehnung ist kränkend: «Der Pro Helvetia bin ich zuwenig intellektuell», stellt beispielsweise Emil ernüchtert fest. Und Franz Hohler verzichtet mittlerweile nach abschlägigem Entscheid auf gewisse Einladungen aus dem Ausland: «Ich bin zu alt, um selber draufzulegen», meint er.

Kleinkunst, denken Stiftungen und Sponsoren ihrerseits, hat Unterstützung gar nicht nötig. Rund 450 Veranstalter werden in der Schweiz zu ihr gerechnet. Nicht alle gehören der humoristischen Sparte an, die Zahlen erlauben dennoch eine Annäherung an die wirtschaftlichen Bedingungen unter denen in der Schweiz Komik stattfindet. So organisiert die Schweizer Kleinkunstszene pro Jahr über 11 000 Veranstaltungen vor 1,3 Millionen Zuschauerinnen und Zuschauern, während die zehn grössten Theater des Landes in der gleichen Zeit 1,1 Millionen Besucher anziehen. Doch eine unlängst durchgeführte Umfrage des KVT, des Dachverbandes der «Künstler(innen), Theater und Veranstalter(innen)» der Schweiz, zeigt, dass die staatliche Kulturförderung nur etwa einen Drittel der 40 Millionen Franken deckt, die alljährlich in der Schweizer Kleinkunstszene umgesetzt werden. Auf kantonaler und kommunaler Ebene muss Kleinkunst fast immer mit symbolischen Beiträgen vorliebnehmen; von den rund 150 Kulturmillionen des Bundes fallen ihr Brosamen zu.

Es stimmt, dass die bekannten Komiker gut verdienen. Doch das Publikum kennt eben nur die Stars – und auch sie haben oft brotlose Jahre hinter sich. Wer hohe Umsätze macht, hat meist auch hohe Kosten. Ein Lorenz Keiser beispielsweise vergleicht seinen Verdienst mit dem eines Mittelschullehrers – ohne 13. Monatslohn, ohne bezahlte Ferien, ohne Jobsicherheit. Und mit einem persönlichen unternehmerischen Risiko von einer halben Million Franken bei jedem neuen Projekt. Ein Komiker muss gute Nerven haben.

Ausser er spiele in der ersten Liga. Emil beispielsweise zieht zum Vergleich das Salär eines Bankdirektors herbei. Doch Stars wie er, François Silvant, Marie-Thérèse Porchet oder Massimo Rocchi bezahlen anderweitig einen hohen Preis. Die Illustrierten widmen ihnen Homestories, das Publikum erdrückt sie mit ihrer Liebe. «Die vielseitigen Wünsche und Erwartungen sind so belastend geworden», sagt Emil, «dass es eines Tages nicht mehr zu meistern war.» Er hat sich nach New York abgesetzt. Für eine Auszeit. Um wieder ein Niemand zu werden, zu sich selbst zu kommen.

Gut möglich, dass die Anhänglichkeit des Publikums sich von der exakt gleichen Quelle nährt wie die abschätzige Haltung der Kritiker. Nämlich von der Weigerung der Komiker, fertige Rezepte zu liefern, Wundermittel anzupreisen, Wahlversprechen abzugeben. Die Unterlage der Komiker ist die Wirklichkeit, die sie verzerrt und überdreht auf die Bühne bringen und damit blossstellen. Doch das selbstgefällige Kommentarschleudern überlassen sie andern. Man sollte ihnen dafür dankbar sein: Es gibt in Politik, Medien und Literatur genug neunmalklugen Alleswisser.

Und dankbar sind der Komik die, die bereit sind, mitzulachen. Weil sie hehren Worten ebenso misstrauen. Weil sie sich an einem Moment des Wiedererkennens ergötzen, dem sogleich der Stachel gezogen ▶

Viktor Jacobbo in der Rolle des Dr. Erwin Bischofberger





Ferruccio Cainero in *Ta pim Ta pum*

Foto: Claudio Adorni

wird. Sie schliessen den Komiker ins Herz, weil er nicht so tut, als liesse sich jederzeit alles in den Griff bekommen. «Lachen hat durchaus therapeutische Wirkung», meint Anne-Marie Yerly, «es zeigt uns, dass nicht nur uns allein gewisse Dinge zustossen, nicht wir allein alles falsch machen.»

Lachen, um nicht zu weinen

Auch Emil hat, so schwer ihm sein Beruf manchmal geworden ist, an den Tugenden des Lachens nie gezweifelt. Längst hat die Wissenschaft bewiesen, dass der Mensch ein geradezu physisches Bedürfnis nach Lachen verspürt. Lachen entspannt, Lachen mildert Schrecken und Unsicherheit. Lachen befreit, stiftet Gemeinschaft, knüpft Bande. Manch ernsthafte Bühneninstitution, die mit Zuschauerschwind kämpft, wäre gut beraten, auch dem Lachen einen Platz einzuräumen.

Aber immer läuft bei Humor und Komik der Schatten mit. Das drückt, von Clown Dimitri interviewt, die Clownin Gardi Hutter aus: «Humor gibt einem das Gefühl, trotz aller Widrigkeiten gerne und gut leben zu wollen.» Das formuliert Nietzsche, kein Humorist, weitaus bitterer: «Nur der Mensch leidet so qualvoll in dieser Welt, dass er gezwungen war, das Lachen zu erfinden.»

Lachen ist ehrlich, aber nicht harmlos. Denn es hat mit Denken zu tun, es schafft Umwege im Kopf und ist damit dem Ideologieverlust zuträglich. Doch wäre es falsch, zu behaupten, dass Lachen nur edle Funktionen habe: «Das hätten die Komiker zwar gern – aber Lachen ist einfach eine Emotion und damit ein wirksames Transportmittel», sagt Charles Lewinsky. Und der Erzähler, Regisseur und Autor Ferruccio Cainero erinnert daran, dass es neben dem Lachen über die fehlenden Kleider des Königs immer auch das Lachen der Kurtisanen gegeben hat. Das Lachen, das den Mächtigen schmeichelt.

Als Lakai der Obrigkeit will sich kein Schweizer Komiker sehen. Auch sind sich die meisten darüber einig, dass grundsätzlich über alles gelacht werden dürfe. «Über etwas zu lachen», sagt Lewinsky, «kann man genausowenig verbieten wie Husten auf Reiz.» Der Rest ist Geschmackssache.

So argumentiert auch die unabhängige Beschwerdeinstanz der SRG, die am 7. März 1997 im Zusammenhang mit einer Klage gegen Viktor Giacobbo schreibt: «Es ist kein Thema denkbar, das einer kritischen Erwägung in den elektronischen Medien entzogen sein müsste. Die Grenze liegt in der Art und Weise der redaktionellen Umsetzung.» Darüber braucht keine Zensur zu wachen – sie ist weder beim Fernsehen noch beim Radio nötig. Denn die Schere sitzt im Kopf: «Wir sind frei, zu sagen, was wir wollen», erklärt der scharfzüngige Humorist Thierry Meury in «Le Temps», «aber wir sind dennoch Schweizer und von Natur aus vorsichtig.»

Keine Lachgrenze

Aber sowenig nach Ben die Schweiz existiert, sowenig existiert nach Ansicht der Schweizer Komiker ein Schweizer Humor. Gewiss ist Kabarett in erster Linie Volkstheater und wächst damit aus dem Boden. Gewiss kann Humor so stark durch Lokales gefärbt sein, dass eine Pointe schon in der übernächsten Stadt nurmehr auf Unverständnis stösst. Doch das Beispiel der riesigen und fragilen Zouc zeigt, dass auch das, was von der Beobachtung kleinräumlicher Wirklichkeit ausgeht, an universelle Themen rühren kann. Diese allgemeine Verständlichkeit geht manchmal auch auf subtile Wertverschiebungen zurück. Darauf, dass der gleiche Text, die gleiche Figur in verschiedenen Ländern an verschiedene Konventionen rührt. Über Emil lachen die Deutschschweizer, weil sie in

ihm mit wohliger Schrecken ihre eigene Bünzlihaftigkeit erkennen. Die Deutschen, weil er für sie den Prototyp des Kuhschweizers darstellt. Die Romands, weil sie sich endlich von Herzen über die Deutschschweizer lustig machen dürfen.

Für den italienischstämmigen, nun aber im Tessin lebenden Ferruccio Cainero besteht kein Zweifel daran, dass in der Schweiz über das gleiche gelacht wird wie in andern Ländern. Doch dann wird es kompliziert. Denn dann kommt die Sprachgrenze. Sie hat viel weniger mit unterschiedlichem Kulturverständnis zu tun, als mit eingefleischtem Ressentiments: gegenüber dem manchmal taktlosen Mehrheitsgebaren, der manchmal überspitzten Minderheitsempfindlichkeit. Giacobbo ist überzeugt, dass sein Film *Ernstfall in Havanna* in der Romandie deshalb gefloppt habe, weil die Welschen ihn aus Prinzip nicht sehen wollten.

Aus solchen Spannungen scheinen vor allem Aussenstehende Gewinn zu ziehen. Cainero trägt heute seine liebevoll versponnenen Geschichten auch auf Deutsch und Französisch vor und spielt, genau wie Massimo Rocchi, mit seinen Schwierigkeiten im Umgang mit dem fremden Idiom. «Dass ich damit Erfolg habe, ist für mich ein Wunder», sagt er, «und es zeigt mir, dass ich Schweizer geworden bin.»

Es gäbe noch viel zu sagen über die komischen Schreiber in der Schweiz. Zum Beispiel, dass sie selber nicht recht erklären können, warum es unter ihnen so wenig Frauen gibt. Vielleicht, meint Anne-Marie Yerly, habe es damit zu tun, dass es Frauen hierzulande noch immer schwer falle, auf einer Bühne Fratzen zu schneiden – im wörtlichen und im übertragenen Sinn.

Dass sie sich selber nicht als verschworene Gemeinschaft sehen, auch wenn in andern Branchen die Zerstrittenheit gewiss grösser sei. Dass sie zerknirscht zugeben, nicht wirklich viel für den Nachwuchs zu tun. Dass Orte der Zusammenarbeit – wie das von etablierten Komikern als Plattform für andere gegründete Winterthurer Casinotheater – einmalig bleiben. Noch immer gilt die harte Regel, dass ein jeder in sich selber die Kraft und den Mut finden muss. Anzufangen. Weiterzumachen. Durchzuhalten. Immer neu anzufragen, sich zu verkaufen, bis sich irgendwo in der Schweiz mit ihrem einmalig dichten Kleinkunstbühnennetz eine erste Möglichkeit ergibt, sich oder seine Texte vorzustellen.

Und das Wichtigste, sagt Emil, sei dies: Beim Schreiben nie ans Lachen denken. Und schon gar nicht an den Erfolg.

Wenn das keine Kunst ist.

Christine D'Anna-Huber ist die Korrespondentin des «Tages-Anzeigers» in der Westschweiz.

Die SSA-Sonderdrucke sind eine Spezialausgabe der Schweizerischen Autoren-gesellschaft, rue Centrale 12-14, Postfach 3893, 1002 Lausanne. Tel.: 021 313 44 79, E-mail: feedback@ssa.ch, www.ssa.ch

